

Die Qualia als systematischer Kern eines metaphysischen Weltaspektes

Eine Anknüpfung an Husserls Lebenswelt-Konzept

Gerd POHLENZ (Bremen)

Der Terminus ‚*meta*-physisch‘ soll hier in pointierender Absicht einen möglichen Aspekt der empirischen Welt bezeichnen, der sich nicht *eigentlich* durch den Typus mathematischer und empirisch-methodischer, auf der Leib-Umwelt-Interaktion und technisch-experimentellen Instrumentarien basierender Forschung und Begrifflichkeit erfassen läßt, gleichwohl aber zu den Gegenständen unserer Wahrnehmung gehört. Als Bezeichnung eines bloßen Welt-*Aspektes* stellt er diesen der empirisch-methodisch erforschbaren Weltstruktur komplementär zur Seite. Zugleich aber soll er jene beiden Aspekte terminologisch unzweideutig unterscheiden und aus dem Schatten des empirisch-methodischen Verständnisses von Welt und Erkenntnis lösen. Geht doch die neuzeitliche philosophische Tradition mit dem Begriff *empirischer* Erfahrung in bemerkenswert gespaltenen und zugleich wesentliche Differenzen verwischender Form um:

So läßt der frühe Descartes den eigentümlichen, nicht in das Schema naturwissenschaftlicher Sinnesphysiologie passenden phänomenal-*qualitativen* Zug sinnlicher Wahrnehmung, etwa von Tönen, Gerüchen und Farben, bewußt – aus Gründen theoretischer Einfachheit – hinter dieses Schema zurücktreten. Und beim späteren Descartes kommt jene Eigentümlichkeit zwar insofern terminologisch zum Ausdruck, als dem zugeordneten *Empfindungsbegriff* ein dualistischer Gehalt zugeschrieben wird (vgl. Vf. 1990a), gleichzeitig jedoch wird sie unter den gewöhnlichen Titeln der empirischen Methode und der empirischen Sinnlichkeit eher verdeckt als expliziert. Mit anderen Worten, jene Verdoppelung der Entitäten unter dem Titel des Empirischen ist tendenziell der Kürzung unter eben diesem Titel ausgesetzt.

Diese Tendenz setzt sich *mutatis mutandis* im transzendentaltheoretischen Ansatz Kants und Husserls fort. Nicht nur weil sich die beiden Philosophen – besonders Kant – der Kritik überkommener Metaphysik (einschließlich des Naturalismus) verschrieben haben, sondern auch weil sie in ihrer zu diesem Zweck entworfenen kritischen ‚Theorie‘ des Bewußtseins oder möglicher Erkenntnis dem *Empirischen* oder der ‚*Sinnlichkeit*‘ eine zentrale (transzendental)normative Rolle zuschreiben. Hinter diese Grundorientierungen scheint die für die Handhabung der philosophischen Bewußtseins- und Qualia-Problematik nicht minder wichtige Unterscheidung zwischen einem transzendentalen Bewußtseinsbegriff und seinem methodologischen und erkenntnisphilosophischen Gehalten einerseits und einem empirischen Bewußtseinsbegriff und der empirisch-methodologischen Rekon-

struktion der Natur und ihrer Erkenntnis andererseits eher zurückzutreten. Insofern ist die Konzeption der beiden Philosophen im Sinne einer *möglichen* rein empirischen Lösung der Qualia- und Bewußtseinsproblematik mißverständlich.

Dieser Tendenz scheint bei Kant auf der Seite der empirischen Theorie das Konzept des „*empirischen Dualismus*“ zu entsprechen: Zwar ist im Begriff „Dualismus“ die genuin philosophische Kompetenz in der fundamentalen Bewußtseinsproblematik fortgeschrieben, jedoch signalisiert der Ausdruck ‚empirisch‘ zugleich eine Überschreibung der Leib-Seele-Problematik in die Zuständigkeit der empirischen Wissenschaften. – Zudem formuliert Kant den *philosophischen* Beitrag zur Lösung des Leib-Seele-Problems in der These, die Gegenstände der *empirischen Wissenschaften* seien lediglich als (fortschreitend erforschbare) empirische ‚*Erscheinungen*‘, nicht als *an sich* existierende Entitäten zu begreifen. So spezifisch philosophisch dieser Ausdruck gedacht sein mag, in terminologischer Hinsicht ist auch er nicht hinreichend trennscharf, solange Philosophie ihre Sicht der physischen und psychischen ‚Phänomene‘ unter den gemeinsamen Titel des *Empirischen* faßt.

Die bezeichneten Tendenzen zur Verwischung einer ursprünglich *philosophischen* Zuständigkeit haben durch die moderne *naturwissenschaftliche* Forschung und eine durch sie inspirierte Methodologie weiteren Auftrieb erhalten: Gewissermaßen mit den mikro- und makrophysikalischen Randzonen der genuin physikalischen Weltstruktur befaßt, sah sich die moderne theoretische Physik zur Wendung von einer primär ontologischen zu einer primär begriffsorientierten Denkweise genötigt. Derartige Konvergenz mit dem genannten transzendentalphilosophischen Erscheinungsbegriff nun läßt sich auf den ersten Blick im Sinne eines *Aufgehens* der traditionellen (Bewußtseins-)Philosophie in den modernen Naturwissenschaften und ihrer Methodologie mißverstehen (vgl. dazu etwa Putnams ausdrückliche Anknüpfung an Kant – bei gleichzeitiger Favorisierung eines theoretischen Materialismus). Die Verwurzelung des philosophischen Phänomen-Begriffs in der zu Beginn der Neuzeit von Descartes formulierten Thematik des genuin philosophischen Bewußtseins und der ‚phänomenalen‘ (!) Qualitäten wird so verschüttet.

Außerdem kann sinnvoll nur von einer *partiellen* Konvergenz mit der bezeichneten philosophischen Wendung (zu bloßen ‚Phänomenen‘) die Rede sein. D. h. die modernen Naturwissenschaften treffen sich in den genannten ‚Randzonen‘ der physikalischen Weltstruktur mit der von der Philosophie seit jeher thematisierten (und von Kant neu gelösten) Problematik des allgemeinen Raum- und Zeit-Verständnisses. Und nicht zuletzt sei hier darauf hingewiesen, daß die bezeichnete Wendung die funktional-atomistische Struktur des molekularen, zellularen und physiologischen ‚Mesobereichs‘ (ich übernehme diesen Terminus in freier Weise von Gerhard Vollmer) – mithin übrigens auch die empirisch-methodisch erforschbare Struktur der ‚Wahrnehmung‘ – gar nicht tangiert.

Gestützt und bekräftigt wird jene Entwicklung nicht zuletzt durch die bereits erwähnte metaphysikkritische Ausrichtung des transzendentalphilosophischen Programms. Beide Tendenzen verdecken so den in der Transzendentalphilosophie ebenfalls enthaltenen systematischen Grundansatz, das cartesische Dualismus-Problem durch die Einführung zweier theoretischer Ebenen im Verständnis des Bewußtseins und der empirischen Realität zu lösen (vgl. Vf. 1992, 1994).

Diesem Grundansatz nun wissen sich die folgenden Ausführungen ebenso verpflichtet wie dem erkenntniskritischen Anliegen der Transzendentalphilosophie. Sie suchen sich daran in wesentlicher Hinsicht sogar noch strenger zu halten: Das im Begriff des Metaphysischen liegende kritisch-konzeptuelle Potential soll dazu genutzt werden, den phänomenal-qualitativen Grundzug unserer alltäglichen Erfahrung in seinem vollen Sinne theoretisch verständlich zu machen und aus dem Schatten des empirisch-methodischen Erkenntnisbegriffs herauszuführen. Dabei ist der Begriff des Empirischen, wie gesagt, nicht zu *ersetzen*, sondern durch den Begriff eines metaphysischen *Aspektes* jenes Grundzuges und damit der empirischen Welt insgesamt zu *ergänzen*.

(1)

In der modernen Diskussion der phänomenalen Qualitäten oder Qualia – ihre meistzitierten Beispiele sind phänomenale Farben und Schmerz – dominiert ihre Subsumierung unter den ausschließlich *empirisch*-theoretischen: (kognitions)biologischen oder psychologischen Begriff der *Sinnesempfindungen*. Zwar hat bereits Kant mit seinem *transzendentalen* Empfindungsbegriff (zumindest implizit) einen Weg gewiesen, den phänomenalen Leib und seine Umwelt (zu der in gewissem Sinne auch er selbst gehört) als gleichursprünglich aufzufassen, die phänomenalen Qualitäten so als in *empirischer* Hinsicht primär der *Objektwelt* zugehörig verständlich zu machen und damit unsere einschlägige naive Weltansicht entscheidend zu bestätigen (vgl. Odo Marquard 1982, 124–128, über Kants „Wende zur Lebenswelt“). Er ist damit implizit – gewissermaßen im systematischen Vorgriff – Wittgensteins Einwand begegnet, man schaue etwa bei der Wahrnehmung der blauen Himmelsfarbe auf ein – im methodologischen Sinne ‚privates‘ – Inneres (*Philosophische Untersuchungen* I, § 275; vgl. Vf. 1992, 380). Dennoch ist die Diskussion der Qualia-Thematik in unserem Jahrhundert so sehr von der empirisch-methodischen: empirisch-psychologischen oder gar reduktionistischen Perspektive beherrscht, daß in ihr eine diesbezügliche Wendung, wie sie bereits bei Kant angelegt ist, kaum zur Kenntnis genommen wird.

(2)

Repräsentativ für diese Gesamtlage scheint mir Elisabeth Strökers (1982) Umgang mit dem von Husserl in seinem Spätwerk *Krisis* (1936) eingeführten Konzept der ‚Lebenswelt‘ zu sein. „Eigenart und methodischer Ort“ dieses Begriffes, so bemerkt die Autorin zunächst, sei „in seinem Werk selber nicht selten dunkel geblieben“ (a. a. O., Einleitung, XI). Aus dieser Urteilslage heraus wird dann verständlich, daß sie diesen Begriff in einem weiteren Schritt von Husserls „Hinwendung zur Geschichte“ (ebd., XI, XIV–XXIII, XXV–XXXI) abzulösen und hinter sie zurückzustellen versucht. – Strökers Beanstandung einer Dunkelheit in Husserls Lebenswelt-Konzept sei im folgenden näher nachgegangen.

Zunächst ist dieses Konzept in innerer Verbindung mit der oben skizzierten Qualia-Thematik zu sehen. Sie begegnet uns im *Krisis*-Werk selbst (zumal in ihrer von Ströker auf die Teile I und II beschränkten Ausgabe) unter der Bezeichnung ‚Füllen‘ oder ‚sinnliche Qualitäten (der Körper)‘. Husserl unterscheidet an den uns in sinnlicher Anschauung konkret gegebenen Körpern zwischen „Form- und Füllebeschaffenheiten“ (§ 9b, Abs. 5) und charakterisiert „die wirklichen und möglichen empirischen Gestalten“ näherhin (in an Kant erinnernder Formulierung) „bloß als ‚Formen‘ einer ‚Materie‘, einer *sinnlichen Fülle*“ (ebd., Abs. 4). Ausdrücklich kritisiert er (ebd., Anm. 1) als „schlimme Erbschaft der psychologischen Tradition seit Lockes Zeiten“ die Meinung, welche die sinnlichen Objektqualitäten als „Empfindungsdaten“ gewissermaßen in das empirische Subjekt verlege und in dieser Position als die eigentlichen „unmittelbaren Gegebenheiten“ interpretiere. Er betont, daß eine „direkte Mathematisierung ... auf Seiten der spezifisch sinnlichen Qualitäten der Körper prinzipiell unmöglich ist“ (§ 9c, Abs. 2). Zwar träten „auch diese Qualitäten in Gradualitäten auf“, seien also meßbar im Sinne „einer ‚Schätzung der Größe‘“, aber es gebe hier „keine exakte Messung, keine Steigerung der Exaktheit und der Meßmethoden“ (ebd., Abs. 3). In Anknüpfung an derartige Überlegungen konturiert Husserl sein Konzept einer von der exakten Wissenschaft „verschütteten“, „unmittelbar gegeben“ Wirklichkeit, „gegeben in einer in ihrer Art unübertrefflichen Bewährung“. Diese Welt sei die Welt der „wirklich erfahrenden Anschauung“; „in ihr leben wir selbst gemäß unserer leiblich personalen Seinsweise“. „Diese ... Welt, in der sich unser ganzes Leben praktisch abspielt, bleibt, als die sie ist, in ihrer eigenen Wesensstruktur ... ungeändert.“ „Das Ideenkleid ‚Mathematik und mathematische Naturwissenschaft‘ ... macht es, daß wir für *wahres Sein* nehmen, was eine *Methode* ist“ (§ 9h, Abs. 3, 4).

Was das Verständnis dieser Ausführungen Husserls zum Lebenswelt-Begriff in der Tat nicht unbeträchtlich erschwert, ist zum einen die weitgehend rein *negativ* erscheinende Beschreibung der Eigenart der ‚Füllen‘, zum andern die ungeachtet dieser grundsätzlichen Abgrenzung persistierende Orientierung am mathematischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Begriff der „*Exaktheit* der Messung“. Ströker spricht denn auch (a. a. O., XVIII) referierend vom „vagen Ungefähr“ der Meßgrößen der „vorwissenschaftlichen Welt“. Solche gewissermaßen bloß graduellen Unterscheidungen der Lebenswelt-Qualitäten und ihrer Meßwerte von den korrespondierenden naturwissenschaftlichen Konzepten und (Meß-)Methoden überzeichnen die von Husserl *zuvor* schon (auf dem Wege der ‚Reduktion‘) vollzogene *prinzipielle* Abgrenzung der sinnlichen Qualitäten als solcher von den direkten Gegenständen der mathematischen Naturwissenschaften, etwa in der zitierten Rede von der prinzipiellen Unmöglichkeit einer direkten Mathematisierung jener Qualitäten sowie ihrer Gegebenheit „in einer in ihrer Art unübertrefflichen Bewährung“ (zur letzteren ‚positiven‘ Formulierung vgl. frühere ergänzende und vertiefende Beschreibungen Husserls, zitiert bei Vf. 1994, 155 mit Anm. 31; hier auch Hinweis auf ähnliche moderne Charakterisierungen der Qualia).

(3)

In den laut Husserl der mathematisch-naturwissenschaftlichen Methode prinzipiell entzogenen Füllen gewinnt die „Welt, in der sich unser ganzes Leben praktisch abspielt“, insgesamt einen sie vom genuin physikalischen Realitätsverständnis radikal unterscheidenden, in diesem Sinne *meta*-physischen Zug.

Insofern nun der Qualia-Begriff den vorstehenden Ausführungen zufolge als zentral für ein genuin philosophisches Verständnis des Husserlschen Lebenswelt-Konzeptes gelten kann, ist der Versuch einer ergänzenden Klärung jenes Begriffs eine methodisch basal ins Auge zu fassende Aufgabe. Gleichzeitig ist der nicht minder wichtigen Frage nachzugehen: *Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit dem phänomenal-qualitativen Grundzug der empirischen Realität zugleich auch ein metaphysischer Charakter zugeschrieben werden kann, und wie sind diese Bedingungen im Falle der Qualia erfüllt?*

Die (philosophisch-)erkenntnistheoretische Frage hingegen, wie es möglich ist, jenen metaphysischen Zug der Realität wahrzunehmen und in seiner Eigenart zu reflektieren, und wie das zu erarbeitende philosophische Konzept theoretisch mit biologischer Erkenntnistheorie vereinbar ist, muß hier aus Platzgründen ausgeklammert werden.

(4)

Wenden wir uns nun der oben umrissenen Aufgabe im einzelnen zu:

(1.) Ein metaphysischer Aspekt oder Gehalt der empirischen Objektwelt muß von ontologisch eigentümlicher Natur sein. – Für die Qualia bedeutet dies, daß die eingangs durch einen Rückgang auf die Philosophiegeschichte begründete These empirisch-methodischer Unzugänglichkeit selbst noch eine *systematische* Begründung benötigt. Diese Aufgabe berührt sich mit dem genannten Desiderat einer unmittelbaren Klärung des Qualia-Begriffes und läßt sich daher besser erst in den folgenden Abschnitten 5 und 6 bearbeiten.

(2.) Ungeachtet ihrer Eigentümlichkeit muß jene ontologische Natur in das Gefüge der empirisch-methodisch und mathematisch erfaßbaren raumzeitlichen Gestalten und Beziehungen eingepaßt sein, ohne mit ihnen zu interagieren.

Dieser Bedingung nun entsprechen die phänomenalen Qualitäten, wie etwa die Farben, in der Weise, daß sie der biologischen (*sinnlich*-)kognitiven Beziehung des Organismus zu seiner Umwelt (welcher gewissermaßen auch er selbst angegehört) *zugeordnet* sind oder gleichsam in sie eingelassen scheinen (vgl. die Formulierung des späteren Platon, *Theätet* 153e/154a). Auf der Seite der physikalischen Objekte korrespondieren sie im Falle der Farben je bestimmten Reflexionen elektromagnetischer Strahlung, ihrer jeweiligen Intensität sowie ihrer Begrenzung auf je bestimmte Oberflächen-Areale; auf der Seite des Organismus hingegen korrespondieren sie gewissen spektralanalytischen Fähigkeiten des optischen Apparates und seiner Verkoppelung mit der Steuerung umweltangepaßten Verhaltens. (Letztere können bei verschiedenen Arten verschieden, d.h. im Sinne verschiedener Spektralbereiche, ausgebildet sein. Aus diesem Grund wird etwa das Farbquale Gelb

häufig als ‚subjektive‘ Zutat oder Produkt des sinnesphysiologischen Apparates interpretiert; s. dazu eingehender Abschnitt 10).

(3.) Zur ontologischen Eigentümlichkeit eines konsequent metaphysischen Aspektes der empirischen Realität gehört, daß er theoretisch und methodologisch nicht einmal nach Analogie des empirisch-methodischen Verfahrens- und Theorietypus expliziert werden darf, insbesondere nicht im Sinne von additiv zur genuin physikalischen Weltstruktur hinzutretenden Entitäten (Ausschluß von Dualismen cartesischer und naturalistischer Provenienz).

(5)

Kommen wir nun – wiederum am Beispiel der phänomenalen Farben – auf die Frage nach der eigentümlichen ontologischen Natur der Qualia zurück. Ihre Beantwortung führt uns im folgenden über eine Analyse und Definition des Qualia-Begriffs.

Der Begriff des phänomenalen Gelb etwa ist weder durch (vage meßbare) räumliche Ausdehnung, Intensität und Zugehörigkeit zu optisch wahrgenommenen Körpern noch durch die genannte Zuordnung zu den genannten (in seinen verschiedenen Komponenten jeweils zunehmend exakt meßbaren) physikalisch-biologischen Strukturen *definierbar* bzw. auf sie *reduzierbar*. Räumliche Ausdehnung, Intensität, Zugehörigkeit zum optisch Wahrgenommenen sind einem phänomenalen Gelb zwar wesentlich inhärent; sie gehören mit anderen Worten zu den *Konnotationen* jenes Farbbegriffs. Aber *analytisch (in abstracto)* sind sie durchaus unterscheidbar von seinem eigentlichen ‚qualitativen Kern‘. Mit Blick auf diesen Kernbestandteil läßt sich sagen, daß seine *positive* Definition durch Maßstäbe und Relationen (z.B. kognitive Funktionen) *prinzipiell ausgeschlossen* ist. Umgekehrt freilich wird eben dieser prinzipiell *negative* Bezug auf Maßstäbe und Relationen zum Bestandteil einer Definition der phänomenalen Qualitäten schlechthin. Zu einer *hinreichenden* Definition gehört nun noch der komplementäre *positive* Rückverweis auf das *Definiendum* selbst.

Ich habe für diesen definitionslogischen Spezialfall den Terminus der *notwendig zirkulären (tautologischen) Definition* vorgeschlagen. (In dem allgemein bekannten *trivialen* Konzept der – nichtssagenden – zirkulären bzw. tautologischen Definition [Menne 1984, 32] fehlt das Element der *Notwendigkeit* des definitorischen Rückverweises bzw. das Element der *negativen*, strikt ausschließenden definitorischen *Beziehung* auf Anderes.) Er ist der *ausschließlich relational* definierten Terminologie der empirisch-methodologisch und mathematisch erfaßbaren Entitäten und Sachverhalte entgegengesetzt; entsprechend beschränkt sich die einschlägige relationale Terminologie ausschließlich auf die *konnotativen Elemente* der Qualia und ihre theoretische Explikation.

Der Terminus ‚*prinzipielle undefinierbarkeit*‘ scheint zur Charakterisierung der eigentümlichen Natur der Qualia weniger geeignet zu sein: Er ist ausschließlich negativ (wie weitgehend auch Husserls oben zitierte Charakterisierung der Qualia); und er ist seinerseits kritischen Umdeutungen bzw. Alternativen im Sinne von

‚Vagheit‘, ‚Konfusität‘, ‚Undeutlichkeit‘ oder ‚*gegenwärtig-faktischer* Undefinierbarkeit‘ ausgesetzt, die trivialen reduktionistischen oder eliminativen Mißverständnissen Tür und Tor öffnen. (Für Demokrit wie für die antike Philosophie insgesamt galt noch eine ganz andere Begründungslage: Man berief sich weithin auf den von Parmenides in denkbar radikaler Form begründeten Primat des theoretischen Denkens gegenüber dem alltäglichen Sinneszeugnis, was im Gegenzuge die antike radikale Skepsis auf den Plan gerufen haben dürfte.)

Die vorgeschlagene Definition ist auf verschiedenen Ebenen anwendbar:

Sie gilt zunächst für die phänomenalen Qualitäten (genauer: ihre eigentlichen qualitativen ‚Kerne‘) *insgesamt*: ihre gemeinsame Verschiedenheit von empirisch-methodisch zugänglichen, mathematisch und theoretisch-naturwissenschaftlich konzipierbaren Entitäten und (kognitiven) Beziehungen schlechthin. Sie gilt sodann auch für den *intermodalen* Vergleich verschiedener Typen oder (Sinnes-)Modalitäten von Qualia: So lassen sich etwa Töne oder Klänge prinzipiell nicht durch ihre (positive) Beziehung auf Duftqualia definieren, und umgekehrt. Und schließlich ist die notwendig zirkuläre Definition sogar auch auf *intramodale* Vergleiche anwendbar. Freilich betrifft dies nicht alle Modalitäten: *Innerhalb* der Töne etwa läßt sich ein rein quantitativ definiertes (perfektes) Kontinuum zwischen – wie man bezeichnenderweise sagt – ‚hohen‘ und ‚tiefen‘ Tönen herstellen. Andererseits lassen sich durch Mischung verschiedener Einzelklänge zweifellos ‚neuartige‘ Klangqualitäten erzeugen. Doch bleiben diese in ihre Bestandteile analysierbar, was sich durch zunehmende Verkürzung der Zeitabstände zwischen den jeweiligen Einzelklängen verdeutlichen läßt. Sie stellen nur insofern neue Qualitäten dar, als sie *nicht* durch bloß quantitative Verschmelzung (analog der Beleuchtungsstärke mehrerer Lichtquellen) zustandekommen, sondern durch isochrone Addition unveränderter Tonindividualitäten (etwa zu *einem* gleichzeitigen ‚Dreiklang‘).

Im intramodalen Vergleich der *Farben* hingegen kommt es durchaus zu notwendig zirkulär definierten Abgrenzungen: Gelb etwa ist durch Herstellung eines kontinuierlichen Gradienten zu Rot mitnichten als ‚bloß graduell von Rot verschieden‘ charakterisierbar. Anders formuliert: Zwar läßt sich ein Gradient zwischen Gelb und Rot herstellen, aber jede Position innerhalb dieses Gradienten ist durch die *beiden* ‚reinen‘ oder ‚heterogenen‘, eben nicht ihrerseits durch je einander definierbaren ‚Pole‘ definiert. Und umgekehrt läßt sich zwischen zwei Mischfarben, wie Gelbgrün und Violett, schwerlich – allenfalls unter gezielter Berücksichtigung ihrer ‚reinen‘ Komponenten – ein kontinuierlicher Gradient herstellen. – Die Begriffe ‚gemischt‘ und ‚rein‘ sind also mit anderen Worten im Falle der phänomenalen Farben nicht beliebig anwendbar. *A fortiori* sind sie auch nicht beliebig ‚trainierbar‘, im Sinne einer Umgewöhnung und Umprägung einschlägiger (Mutter-)Sprache. Und schließlich können sie, den vorangegangenen Ausführungen zufolge, auch nicht durch das Konzept biologisch-evolutiv *erworbener* (= individuell *angeborener*, in diesem – und *nur* in diesem – Sinne unveränderlicher) spektralanalytischer Mechanismen und das damit verknüpfte evolutionsbiologische Konzept *beliebiger* Einteilung in Spektralbereiche plausibel gemacht werden.

Wenn nun jemand aus theoretisch-naturwissenschaftlicher Sicht unmittelbar auf die wissenschaftliche Rekonstruktion unseres *Alltagsverständnisses* der Farben

abhebt und betont, auch der theoretischen-naturwissenschaftlichen Theorie zufolge ‚wisse‘ ja das ‚wahrnehmende Subjekt‘ als solches nichts von den mikrophysikalischen und mikrophysiologischen Zuordnungen, dann ist das Konzept der *Undefinierbarkeit* die (nur) *aus dieser Sicht* folgerichtige Charakterisierung der ‚phänomenalen (Farb-)Qualitäten‘. Aber dieses Konzept trifft ersichtlich nicht unsere Begriffe von phänomenalen Farben, wie gelb und rot. Vielmehr zeigt es – zumal auf dem Hintergrund der notwendig zirkulären Definition – an: Die in seinem Kontext verwendeten Ausdrücke phänomenaler Qualitäten und des Wahrnehmens sind bloß äquivokativer Natur und daher in Anführungsstriche zu setzen; es handelt sich um den Kontext einer hochkomplexen physikalisch-mechanisch funktionierenden Struktur, die mit einer (die Organismus-Umwelt-Interaktion übergreifenden) verhaltensfunktionalen und in diesem Sinne kognitionstheoretischen Terminologie beschreibbar ist.

Wie unproblematisch dagegen ist es, die analoge naturwissenschaftliche Ersetzung alltäglicher Strukturbegriffe, wie ‚kompakt‘, ‚eben‘ oder ‚glatt‘, als *genauere* Beschreibungen physikalischer Objekte zu akzeptieren! Und obwohl uns die genuin naturwissenschaftlichen Folgebegriffe der phänomenalen Farben ebenso bekannt wie in sich schlüssig sind, lehnen wir eine dem Umgang mit jenen Strukturbegriffen vergleichbare Reduktion ab. Freilich machen uns die notorischen enormen Schwierigkeiten einer plausiblen theoretischen Interpretation des skizzierten ungeschmälerten Qualia-Begriffs geneigt, die ursprüngliche begriffsanalytische Einsicht zu ignorieren. Die grundsätzliche (vgl. Vf. 1994, I.2) Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Theorie im eingangs erwähnten ‚Mesobereich‘ und ihre gewaltige Erfolgsbilanz überblenden so die philosophische Qualia-Thematik. Dieses theoretische Abseits der Qualia erinnert an das Abseits von Wahrnehmungsanomalien, wie sie uns seit Thomas Kuhn aus der Wissenschaftsgeschichte bekannt sind.

Das Konzept der Undefinierbarkeit kann mithin auch nicht dem *Gebrauch* der phänomenalen Farbbegriffe entsprechen, sofern man unter ‚Gebrauch‘ auch die in den Naturwissenschaften übliche *Praxis* theoretischer Reduktion versteht.

Der Unterschied im Gebrauch von alltäglichen Ausgangsbegriffen und äquivokativen Folgebegriffen nun läßt sich am Beispiel der Farbqualia-Begriffe noch weiter explizieren:

An den naturwissenschaftlichen *Rekonstruktionen* der Farbwahrnehmung läßt sich zwischen einer objektiven Komponente (= Reflexion bestimmter Wellenlängenbereiche von physikalischen Objektoberflächen) und einer subjektiven Komponente (= spektrale Analyse der Netzhaut), unterscheiden. Man kann daher sagen, die Farbwahrnehmung sei aus theoretisch-naturwissenschaftlicher Perspektive partiell subjektiv und partiell objektiv oder ‚annähernd richtig‘ (im Sinne einer Wahrnehmung *verschiedener*, im übrigen jedoch unbekannter Potenzen der Objekte). Unsere *alltäglichen* Begriffe der phänomenalen Farben dagegen lassen sich *nicht* im Sinne dieser Unterscheidung verwenden, vielmehr ist ein derartiger Gebrauch ersichtlich unsinnig. Es z. B. unsinnig zu sagen, die Zuschreibung des phänomenalen Blau zum Himmel sei – zumal aus wissenschaftlicher Sicht – *annähernd* korrekt oder *partiell subjektiv*. Entweder ist der Himmel blau (allgemein: farbig) oder er ist es nicht; dazwischen gibt es keine Möglichkeit, schon gar nicht im Sinne einer Annäherung an die naturwissenschaftlichen Folgebegriffe.

Ganz entsprechend oszilliert unser alltägliches Konzept der phänomenalen Far-

ben im Zuge seiner Konfrontation mit dem empirisch-methodischen Denktypus zwischen totaler Versubjektivierung und Erklärungen ihrer Unwirklichkeit (wie schon bei Demokrit und beim späteren Platon) und ihrer absoluten Objektzuschreibung. In dieser Weise kann sich nur ein Begriff verhalten bzw. gebraucht werden, der einerseits notwendig zirkulär definiert ist, der jedoch andererseits die bezeichneten ausschließlich *relationalen Konnotationen* besitzt (bei den Farben: Objektzugehörigkeit, Intensität, optische Wahrnehmbarkeit, Markierung der Umwelt, Stellung im Farbenspektrum).

(6)

Mit Hilfe der notwendig zirkulären Definition läßt sich die Ausgangsfrage nach der eigentümlichen ontologischen Natur eines metaphysischen Weltaspektes in einigen ersten Schritten beantworten.

Die gesuchte ontologische Eigentümlichkeit folgt schon aus der Eigentümlichkeit jener Definition: Etwas notwendig zirkulär Definiertes kann nicht ohne weiteres als durch Berührung erfahrbar gelten, weder durch alltägliche leibliche Berührung noch durch ‚Berührungen‘ auf der Mikroebene (etwa durch sinnesphysiologische Rezeption elektromagnetischer Strahlung). Zwar kann ich einen gelben Gegenstand berühren, nicht aber ohne weiteres sein Gelb im strikten Sinne seiner notwendig zirkulären Definition. Denn im Sinne dieser Definition ist das phänomenale Gelb nicht als solches etwas Ausgedehntes – etwa eine bestimmte Reflexion bzw. atomare oder molekulare Reflexionsstruktur von Körperoberflächen. (Schon Aristoteles rügte an „Demokrit und den meisten Physiologen“, daß sie „sämtliche Wahrnehmungen durch Berührung erfolgen lassen“ [*Von der Wahrnehmung* 4, 442a 29 ff.]).

Notwendig zirkulär Definiertes kann aber auch keine *kognitive Beziehung* sein. Vielmehr kommt es primär nur als *Gegenstand* einer kognitiven Beziehung in Betracht. Wie wiederum diese kognitive Beziehung zu explizieren ist, ist ein Thema für sich.

Angemerkt sei an dieser Stelle lediglich: Sie ist m.E. nur im Rahmen einer konsequenten philosophischen *Grenztheorie* explizierbar, welche generell absolutes Wissen mit absolutem Nichtwissen verknüpft. Für das Bewußtsein (im Unterschied zu den Qualia) gilt diese Verknüpfung in einem ganz direkten Sinne: Wir erkennen, was Bewußtsein ist, in dem *absoluten* Sinne, daß wir es von materiellen Prozessen und seinen ggf. verhaltens- und kognitionsfunktionalen Aspekten zu unterscheiden wissen. Und doch erkennen wir es zugleich auch *nicht* – wiederum in einem *absoluten* Sinne: Jene absolute Erkenntnis ist *negativ*-abgrenzender Natur; wir müssen (früher oder später) einräumen, daß Bewußtsein auch nicht im *Typus* der Begriffe von empirisch-ontologischen Verhältnissen beschreibbar ist; insbesondere kann jene kognitive Beziehung nicht spirituell-direktistisch als eine die Qualia (etwa als Empfindungen) gleichsam erfassende kognitive Aktivität *sui generis* konzipiert werden, zumal dann völlig unverständlich wäre, wie es um die Qualia und ihre Erkenntnis historisch so viele theoretische Schwierigkeiten – bis hin zur radikalen Skepsis – geben konnte.

Die notwendig zirkulär definierten Qualia sind mithin selbst ein *Inbegriff der empirischen Wirklichkeit*. Andererseits sind sie, scheinbar konträr dazu und insofern irreführend, der Wahrnehmungsbeziehung zwischen dem Organismus und seiner

genuin physikalischen Umwelt zugeordnet und teilen – darin erwartungsgemäß – die dieser Zuordnung entsprechenden Beziehungselemente. Die Zuordnung zeigt sich also mitnichten in den notwendig zirkulär definierten *Kern*-Gehalten der Qualia, sondern ausschließlich in deren erwähnten jeweiligen *konnotativen, relational* (insbesondere auch durch Beziehung auf Maßstäbe) definierten Elementen.

Von diesen rein konnotativen Elementen abgesehen nun erzwingt der notwendig zirkulär definierte Kerngehalt eine theoretisch konsequente Neuorientierung unserer ontologischen Sicht der Welt:

Was in empirisch-methodischer Sicht als eine Zutat des sinnesphysiologischen Erkenntnisapparates, als bloßes *Kognitionsschema*, erscheint, ist durch die eigentümliche Natur der Qualia in eine theoretisch irreduzible phänomenale Objektenebene gleichsam ‚eingeschmolzen‘ und ontologisch festgeschrieben: im Sinne von theoretisch nicht verbesserungsfähigen, in ihrem In-sich-Sein – und in diesem Sinne *objektiv* – bekannten bzw. begrifflich erkannten *Objekteigenschaften*.

Eigens hervorzuheben ist hier die Bedeutung der (kraft der notwendig zirkulären Qualia-Definition *prinzipiellen*) theoretischen Irreduzibilität der phänomenalen Objektenebene. Sie bedeutet nicht nur die Einführung eines zusätzlichen ontologischen Weltaspektes *neben* dem genuin physikalischen Weltaspekt, sondern auch einen theoretischen Vorrang des ersteren vor dem letzteren.

Als theoretisch undenkbar zeigt sich entsprechend eine theoretische Überordnung des genuin physikalischen Begriffsrahmens. Nicht einmal Hilfsbegriffe wie ‚Emergenz‘ und ‚Epiphänomen‘ können eine Integration des Qualia-Begriffs in jenen Begriffsrahmen vermitteln: Es läßt sich zeigen, daß die These, die Qualia seien – als eine Art spätes evolutionsbiologisches Kuriosum – „Auswüchse“ (Quine 1985, 119) des Gehirns, im Rahmen dieser Theorie nicht konsequent durchführbar ist (vgl. Vf. 1990b). – Die Interpretationsrichtung ist also auch aus dieser Sicht umzukehren: Die genuin physikalische Weltstruktur ist von unserer alltäglichen Weltwahrnehmung her verständlich zu machen.

In dieser Vorgehensweise kommt unsere alltägliche Welterfahrung zu ihrem Recht. Ihr zufolge ist die phänomenale Leib-Umwelt-Struktur den phänomenal-qualitativen Konfigurationen *wesentlich inhärent* bzw. macht umgekehrt das Gefüge dieser Konfigurationen aus. (Die makro- und mikrophysikalische Weltstruktur ist darin gewissermaßen *involviert*, nicht impliziert.) Mit Husserl formuliert: „Die wirklichen und möglichen empirischen Gestalten (sind uns) ... als ‚*Formen*‘ einer ‚*Materie*‘, einer *sinnlichen Fülle* gegeben“ (a. a. O., § 9b, Abs. 4). Und wie in unserer alltäglichen Welterfahrung die phänomenalen Farben als den phänomenalen Objekten (besonders im theoretischen Sinne) *unveräußerlich* gelten, gilt auch jene wesentliche Inhärenz in einem ontologisch denkbar ursprünglichen, definitiven, theoretisch nicht wegkürzbaren Sinne.

Zumal nach den einleitenden Überlegungen ist es m.E. keine Strapazierung des Begriffs des Metaphysischen, wenn man die bezeichnete ontologische Eigentümlichkeit der Qualia zugleich als Inbegriff eines ‚*metaphysischen Aspektes*‘ unserer Welt terminologisch kennzeichnet, d. h. vom empirisch-methodisch rekonstruierbaren Aspekt der Qualia abgrenzt und gegen mögliche naturalistische und empirisch-methodologische Mißverständnisse schützt.

Freilich bedarf solche Kennzeichnung in den folgenden Abschnitten weiterer theoretischer Explikation. Doch läßt sich schon an dieser Stelle konstatieren, daß der Begriff des Metaphysischen nicht nur eine Forderung *terminologischer Trennschärfe* ist, sondern zugleich auch *konstruktiv* für ein erstes theoretisches Verständnis der *Beziehung* zwischen jenen beiden Qualia-Aspekten:

Gerade ein konsequent verstandener *metaphysischer Aspekt* der Qualia (vgl. Abschnitt 4.2) verlangt gewissermaßen ihre Zuordnung zum ‚ontologischen Niemandsland‘ der *kognitiven Beziehung* zwischen dem Organismus und seiner Umwelt; der metaphysisch-ontologische Weltaspekt kann in dieser (nicht wörtlich-lokal zu verstehenden) ‚Zwischenstellung‘ nicht *quasi-physikalisch* mit der genuin physikalischen Weltstruktur interagieren. Gleichzeitig ist so dem Faktum Rechnung getragen, daß die Qualia sowohl von der genuin physikalischen Objektseite als auch vom physiologischen Perzeptionsapparat ‚*abhängig*‘ sind. Nur in empirisch-methodischer Sicht ist diese Abhängigkeit in einem epiphänomenalistischen, emergentistischen oder reduktiv-kognitionstheoretischen, in allen diesen Fällen entscheidend vom (quasi-)physikalischen Begriffstypus geprägten Sinne mißdeutbar.

Die ontologische Festschreibung des alltäglich Wahrgenommenen zu einer Welt von an sich und in ihrem An-sich-Sein erkennbaren phänomenalen Objekten ist dem empirisch-methodischen Aspekt unseres alltäglichen Weltverständnisses insofern angemessen, als gerade (auch) auf dieser Ebene unserer Einsichten in strukturell-funktionelle Zusammenhänge *definitiv* gelten (vgl. Vf. 1994, Kap. I.2): Unsere Einsicht etwa in die Beziehungen zwischen dem äußerem Körperbau und den grundsätzlichen Verhaltensfähigkeiten oder Funktionen (von Menschen, Vögeln, Bäumen usw.) ist theoretisch ebenso wenig verbesserungsfähig wie der Begriff der Qualia. In diesem Sinne überlappen sich in der phänomenalen Objektwelt ein genuin physikalischer und ein metaphysischer Aspekt *definitiver* Gegebenheit und Wahrnehmbarkeit von *Objekten*.

Erst im Rahmen der skizzierten ontologischen Festschreibung unserer alltäglichen Wahrnehmungsebene erscheint unsere alltägliche Rede von der Berührbarkeit der Farben bzw. farbiger Gegenstände auch theoretisch (im Grundansatz) gerechtfertigt, ohne die eigentümliche Natur der Qualia reduktionistisch zu verkürzen. Freilich bedarf es auch zu diesem spezielleren Punkte, wie schon zur bezeichneten (kritischen) Verwendung des Begriffs des Metaphysischen im allgemeinen, in den folgenden Abschnitten weiterer philosophisch-theoretischer Ausführungen.

(7)

Insofern die Frage nach dem Ursprung der Qualia prinzipiell nicht im naturalistischen – z.B. epiphänomenalistischen – Sinne beantwortbar ist (vgl. Vf. 1990b), ist mit ihr umgekehrt auch die Frage nach dem Ursprung der physikalischen Weltstruktur insgesamt gestellt. Diese Frage läßt sich nur mit gleichermaßen erkenntniskritischen *und* (zumindest implizit) theoretisch-metaphysischen Konzeptionen beantworten.

Bei Husserl und Kant ist der implizit metaphysische Charakter ihrer Antwort durch den Titel einer Konstitution (möglicher) *empirischer* Erkenntnis(gegen-

stände) und ihrer Analyse bzw. durch den Titel des Transzendentalen verdeckt. Was speziell die Qualia-Thematik betrifft, löst insbesondere Husserl die Spannung, die zwischen der Betonung des primär objektbezogenen Charakters der Qualia im alltäglichen Weltverständnis einerseits und dem ‚*bloß* subjektiven‘ Charakter der Qualia in empirisch-wissenschaftlicher Sicht andererseits besteht, indem er einem in betonter Abgrenzung von der Psychologie konzipierten ‚Subjekt‘ oder ‚Bewußtsein‘ die generelle Funktion, die empirische Erfahrungswirklichkeit selbst zu fundieren und zu konstituieren, zuschreibt (vgl. Abschnitt 1).

Ein konsequent erkenntniskritisch konzipierter Begriff vom *metaphysischen Weltgrund* zeichnet sich wie alle genuin philosophische Begrifflichkeit den vorangegangenen Überlegungen zufolge vor allem dadurch aus, daß er jegliche Kopierung des empirisch-methodischen Denktyps meidet:

Zu meiden ist insbesondere die (funktional)atomistische Denkweise der empirischen Wissenschaften. Entsprechend ist eine Entstehung der Qualia aus Vorstufen gar nicht sinnvoll denkbar – wie es im übrigen auch angesichts ihrer genannten Zuordnung zur empirisch-kognitiven Beziehungs- oder Funktionsebene zu erwarten ist. – In Husserls Empfindungsbegriff dagegen wird diese besondere Entstehungsproblematik eher verhüllt als gelöst, insofern der darin liegende Appell an die scheinbare ‚Selbstverständlichkeit‘ des psychologischen Begriffs der Empfindungen stillschweigend auf die Qualia-Thematik übertragen wird. Gleichzeitig wird hier der empirische Denktypus in kognitionstheoretischer Hinsicht kopiert. – Mit einer *Kombination* dieses empirisch-psychologischen Denktypus und der funktional-atomistischen Denkweise schließlich haben wir es zu tun in Husserls Rede von „Empfindungsdaten als letzter primitiver Urgegenstände, die nicht mehr durch irgendwelche Ichaktivität konstituiert, sondern in prägnantestem Sinn Vorgegebenheiten für alle Ichbetätigungen sind“ (*Ideen* II, 214).

Der Begriff vom metaphysischen Weltgrund ist demnach nur als theoretischer *Grenzbegriff* konzipierbar. Er bringt eigentlich nur die Eigentümlichkeit des ‚Erscheinens‘ der phänomenal-qualitativen Welt bzw. die empirisch-methodisch unzugängliche und schon in diesem Sinne *metaphysische* Natur der Qualia theoretisch zum Ausdruck, ohne den theoretischen Geltungsbereich der Naturwissenschaften zu tangieren. Die klassische, in ihrer Kombination mit einem strengen erkenntniskritischen Programm transzendentalphilosophische Idee einer inneren Verschränkung möglicher empirischer Erkenntnis und Erkenntnisgegenstände wird dadurch nicht etwa beeinträchtigt, sondern fortgeführt und – zumal in jener Kombination – befördert: Der kritische Verzicht auf jegliche – den empirischen Verhältnissen entlehnte – Darstellung des *Wie* der Entstehung der alltäglichen Welt und ihrer Erkenntnis dient gewissermaßen der Herausarbeitung der Eigentümlichkeit ihres faktischen *Daß*. Insbesondere ist hier von Auffassungen des Bewußtseins als einer (reinen) *Aktivität* neben oder ‚vor‘ aller empirisch-gegenständlichen Realität abgesehen, ohne auf den Gedanken einer nur genuin philosophisch faßbaren Natur des Bewußtseins zu verzichten. Freilich kann diese erkenntnistheoretische Seite des bezeichneten Grenzbegriffs hier nicht näher erörtert werden – wie die erkenntnistheoretische Thematik insgesamt (s. dazu eingehend Vf. 1994).

(8)

Der hier nur knapp skizzierte philosophisch-theoretische Grenzbegriff ist, wie die analogen Aspekte der Theorien Kants und Husserls, nicht nur die (den Geltungsbereich des naturwissenschaftlichen Theorietyps gar nicht berührende) Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Qualia. Er erlaubt es vielmehr auch, den phänomenal-qualitativen und den physikalisch-räumlichen Grundzug der Welt, die weithin beide als Gegenstände einer ausschließlich *empirisch-methodisch* geprägten Erfahrung und Wissenschaft begriffen werden, deutlicher zu unterscheiden und in ihrer Beziehung zueinander theoretisch verständlich zu machen. Letzteres ist im folgenden weiter zu erläutern.

Die phänomenalen Qualitäten sind der empirischen Erkenntnisbeziehung so zugeordnet, daß man von einer Korrespondenz des empirischen (erkenntnistheoretischen) Erscheinens und des metaphysischen Erscheinens der Welt sprechen kann. In beiden Fällen sind Leib und Umwelt in die Qualia involviert, in empirisch-methodischer Hinsicht ausschließlich *erkenntnistheoretisch*, in der skizzierten metaphysisch-theoretischen Sicht dagegen auch *ontologisch-ursprünglich*: In letzterer Sicht sind die wahrnehmenden Organismen und ihre Umwelt – den Qualia unlösbar inhärent – gleichursprünglich, bilden mit ihnen eine im Wortsinne ‚ursprüngliche‘ Einheit.

Die Unterscheidung zweier ontologischer Ebenen ein und derselben empirischen Welt nun berechtigt uns dazu, die Qualia-Begriffe *in empirisch-methodischer Sicht* als Platzhalter-Begriffe für theoretisch-naturwissenschaftliche Begriffe zu betrachten, sie also schließlich durch jene Begriffe zu ersetzen und in *diesem modifizierten* Sinne für entbehrlich und reduzierbar (identifizierbar) zu halten.

Umgekehrt erlaubt uns diese Unterscheidung, die phänomenalen Qualitäten *in metaphysisch-theoretischer Sicht* in einem modifizierten Sinne mit den zugeordneten genuin physikalischen Objekteigenschaften zu *identifizieren*: *Ein und dieselbe* Objektwelt ‚erscheint‘ aus dem – nur grenzbegrifflich konzipierbaren – metaphysischen Grunde heraus mit den phänomenalen Qualitäten *und* den ihnen korrespondierenden mikrophysikalisch strukturierten Objekteigenschaften, wobei die letzteren als in die alltäglich erfahrbare Leib-Umwelt-Struktur involviert zu verstehen sind. Die einander korrespondierenden Eigenschaftspaare lassen sich je als die beiden *Aspekte* ein und derselben metaphysisch ‚erscheinenden‘ Objektwelt betrachten. Analog lassen sich die jenen Eigenschaftspaaren zugeordneten *psycho-physiologischen Korrelationen* (deren Eigentümlichkeit hier wegen ihrer Zugehörigkeit zur erkenntnistheoretischen Thematik nicht näher charakterisiert wird) im Sinne einer metaphysischen Identitäts- oder Zwei-Aspekte-Theorie interpretieren.

Die metaphysisch-theoretische Identifikation primär ontologisch verstandener Objekteigenschaften ist Teil der theoretischen Rechtfertigung unserer einschlägigen alltäglichen Rede von *Wirkungsbeziehungen* zwischen uns als wahrnehmenden Subjekten und der phänomenal-qualitativ ausgezeichneten Objektwelt. Die Frage, *wie* es denn möglich ist, daß wir von der phänomenalen Welt ‚beeindruckt‘ werden und solche Eindrücke unser Verhalten beeinflussen können, läßt sich so *auch* im Sinne einschlägiger naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse beantworten:

also nicht *qua* dualistischer Interaktion, sondern eben vermittels der bezeichneten metaphysisch-theoretischen Identität zweier Aspekte. (Die nähere Erörterung der Erkenntnis- bzw. Handlungsthematik ist hier, wie gesagt, ausgeklammert.)

Beide Identitätsbegriffe, der physikalisch-,reduktionistische' und der metaphysisch-theoretische, kommen nicht zuletzt darin zum Ausdruck, daß wir das Verhältnis der naturwissenschaftlichen Folgebegriffe zu den alltäglichen Primärbeschreibungen der phänomenalen Welt, ihrer Wahrnehmung und unseres Handelns auch als ‚äquivokativ‘ bezeichnen können. – Dieser äquivokative Charakter kommt übrigens sogar auch dem in Abschnitt 6 kommentierten Konzept der Abhängigkeit der Qualia (im Sinne ihrer Zuordnung zur kognitiven Beziehung zwischen dem Organismus und seiner Umwelt) zu: Auch dieses Konzept, das dem Konzept eines konsequent metaphysisch verstandenen Aspektes der Qualia entspricht, findet in genuin physikalischer Sicht sein äquivokatives (primär erkenntnistheoretisch geprägtes) Gegenstück (im Begriff ‚subjektiv erlebter Empfindungen‘).

(9)

Den vorangegangenen Ausführungen zufolge ist die Zuordnung der Qualia zur empirisch-kognitiven Organismus-Umwelt-Beziehung nicht ihrerseits erkenntnistheoretisch verständlich (was schon rein äußerlich als eine Kopierung der empirisch-methodischen Weltansicht kritisierbar wäre), sondern als Ausdruck eines originären metaphysisch-ontologischen Aspektes unserer Welt, welcher den strikten Ausschluß jeglicher unmittelbaren Interaktion der Qualia mit der empirisch-methodisch erforschbaren Weltstruktur fordert.

Umgekehrt partizipiert die genuin physikalische Weltstruktur am metaphysisch-ontologischen Phänomen-Charakter der Welt in entsprechend eigentümlicher (bereits in Abschnitt 6 angedeuteter) Weise: Insofern in die den Qualia wesentlich inhärente Leib-Umwelt-Struktur die mikro- und makrophysikalische Weltstruktur involviert ist, hat auch sie – mittelbar – an der metaphysischen *Phänomenalität* der Welt teil. An der genuin physikalischen Weltstruktur selbst kann diese Phänomenalität nur in ihren Randbereichen zum Ausdruck kommen, und nur negativ – in dem Sinne, daß ihre Raum-Zeit-Struktur *nicht unendlich* ist, nicht ontologisch *absolut* gilt. Und in der Tat scheint die moderne Physik (auch) in diesem Sinne über den Begriffstypus der klassischen Physik hinausgewachsen zu sein (ohne den ihm zukommenden ontologischen Geltungsbereich in Frage zu stellen).

(10)

Wie aber kann es nun angehen, daß ein und dasselbe Objekt für verschiedene Individuen(-Arten) phänomenal-qualitativ verschiedene Eigenschaften haben kann, wenn man gleichzeitig deren theoretisch irreduzible, an sich erkennbare und absolut objektzugehörige Natur betont? Handelt es sich dabei nicht um einen Verstoß gegen das *Principium identitatis indiscernibilium*, demzufolge einem Gegenstand nicht gleichzeitig und an derselben Stelle zwei einander ausschließende Eigenschaften objektiv zugeschrieben werden können?

Zur Beantwortung dieser Frage sei an das bereits erwähnte Korrespondenz-Verhältnis zwischen dem metaphysisch-theoretischen und dem empirisch-theoretischen Begriff der Erscheinungen oder Phänomene angeknüpft. – Das ‚Problem‘ des phänomenal-qualitativ verschiedenartigen Erscheinens ein und derselben Objektwelt ist in empirisch-theoretischer Sicht durch die kategoriale Unterscheidung zwischen einer ontologischen Ebene und einer erkenntnistheoretischen oder Erscheinungsebene gelöst: Ungeachtet ihres (möglichen) qualitativ verschiedenen Erscheinens können (empirische) Gegenstände als identisch gelten, weil in der Theorie zwischen ‚Gegenständen-*an-sich*‘, und ‚Gegenständen-*als-erkannt*‘, unterschieden wird; und unabhängig von bzw. *vor* solcher theoretischer Reflexion gilt als alltagspraktisch hinreichendes Identitätskriterium die konkrete Umgänglichkeit und raumzeitliche Kontinuität des je in Frage stehenden Gegenstandes.

Analog nun handelt es sich bei der empirisch-ontologischen und der metaphysisch-(grenz)theoretischen Weltebene um eine kategoriale Differenz. Insofern nun die letztere der empirisch-erkenntnistheoretischen Erscheinungsebene (äquivokativ) korrespondiert, ist analog auch hier die praktische Umgänglichkeit bzw. raumzeitliche Kontinuität Kriterium der Identität phänomenal-qualitativ verschiedenartig erscheinender Gegenstände. Die phänomenal-qualitative Verschiedenartigkeit derselben phänomenalen Objekte ist ein nicht weiter hintergehbare (mögliches) Faktum *im grenztheoretischen Sinne*, welcher dem, was in empirisch-methodischer Sicht der *kognitiven Beziehung* zwischen Leib und Umwelt zugeordnet ist, eigene metaphysisch-ontologische Geltung zuschreibt.

Die Einheit des phänomenal-qualitativen und des strukturell-funktionellen Grundzuges der Welt führt übrigens auch schon mit Blick auf das *je einzelne* wahrnehmende Individuum zu *paradoxen* Formulierungen, solange man die Eigentümlichkeit der Qualia zwar für sich genommen durchaus sieht, ihren Kontext jedoch betont im Rahmen des empirisch-methodischen Denktypus zu begreifen sucht: Wir akzeptieren etwa in unserem alltäglichen Umgang mit unserer Umwelt fraglos die entsprechende Rede von der Berührbarkeit und Umgänglichkeit der phänomenalen Farben, obwohl die strikt empirisch-methodisch definierte Weltsicht eine Berührung dieser (in jenem eigentümlichen Sinne verstandenen) Farben gar nicht zuläßt (vgl. Abschnitt 6). Wesentlicher Bestandteil eines konsequenten Begreifens des theoretisch nicht hintergehbaren und entsprechend selbst nur grenztheoretisch faßbaren metaphysischen Weltaspektes ist demgegenüber der grundsätzliche Verzicht auf die vom empirisch-methodischen Denktypus geleitete Auffassung der Qualia als ‚(verschiedene) *Exemplare*‘, die gleichsam je zu einer Art von ‚Maschine‘ gehören und dort unmittelbar in einem quasi-mechanischen, interaktiven Kontext funktionieren (vgl. Wittgenstein, PU 270 f., 293; insofern sich Wittgenstein auf die Privatsprachen-Kritik *beschränkt*, ist auch sie noch jenem Konzept von Exemplaren verhaftet). Auf diese Weise wird dann auch das (mögliche) phänomenal-qualitativ verschiedenartige Erscheinen derselben phänomenalen Objekte als ein theoretisch unhintergehbare (= grenztheoretisches) Faktum verständlich.

Übrigens kann ein an einem dünnen Zweig oder an einer Blattspitze hängender, lichtdurchfluteter Wassertropfen auch schon in Abhängigkeit von der Blickrichtung in verschiedenen Farben erscheinen. Auch in diesem Beispiel ist die gleichzeitige Zugehörigkeit verschiedener *phänomenaler Farben* aus einer

empirisch-methodisch geprägten Sicht der phänomenalen Welt und ihrer Wahrnehmung paradox (*nicht* dagegen der korrespondierende empirisch-methodisch zugängliche Sachverhalt, daß derselbe Wassertropfen in verschiedene Richtungen verschiedene spektrale Anteile der elektromagnetischen Lichtstrahlung aussendet).

(11)

„Naiv“ ist das unreflektierte Einfließen des empirisch-methodischen Denktypus in die Definition und Interpretation der diesem Denktypus *nicht eigentlich* zugänglichen Aspekte der phänomenalen Realität und ihrer Erkenntnis.

Doch ist es wiederum unsere ursprüngliche „Naivität“, die uns wenigstens teilweise vor jenen Fehlinterpretationen des phänomenal-qualitativen Grundzuges alltäglich erfahrener Wirklichkeit wie auch vor seinen theoretisch-naturwissenschaftlichen Verkürzungen schützt: Es ist kein Zufall, daß wir auch als naturwissenschaftlich gebildete Menschen bzw. als Cartesianer beim Anblick einer Landschaft – etwa mit blauen Seen und blühenden gelben, dazu betäubend duftenden Rapsfeldern – nicht daran zweifeln, daß die daran beteiligten phänomenalen Qualitäten ihr *objektiv* eignen. Zugleich freilich vermögen wir problemlos auf eine strikt reduktionistische (bzw. empirisch-subjektivistische) Sicht „umschalten“, sobald es unser empirisch-methodisches Interesse verlangt. Wir haben dieses Umschalten von früher Jugend an – „vermöge unserer frühen wissenschaftlichen Schulerziehung“ (Husserl, a. a. O., § 9c, Abs. 8) – internalisiert und reproduzieren es ebenso problemlos wie unreflektiert. (Die Frage ist freilich, ob es für unser kulturelles, soziales und individuelles Leben auch *unproblematisch* ist.)

Unser naives Weltverständnis ist mithin ein unausgesprochenes *Mischwissen* um die beiden Aspekte der Welt und ihrer Wahrnehmung. Soweit wir in der Wahrnehmung der phänomenal-qualitativen Objektwelt übereinstimmen, halten wir die Qualia für absolut objektzugehörig. Gelegentlich auftretende Differenzen pflegen wir als Anomalien auf irgendwie gestörte Vorgänge in den kognitiven Organen zurückzuführen, ohne an der Substanz jener Grundüberzeugung zu zweifeln. Erst die (im Prinzip schon der Antike bekannte) vergleichende Wahrnehmungslehre sowie die moderne Sinnes- und Neurophysiologie machen uns deutlich, daß wir mit der Qualia-Problematik – zunächst in der Form einer radikalen Versubjektivierung der Qualia – an Fragen nach der fundamentalen Struktur der empirischen Welt und ihrer Wahrnehmung rühren.

Die ausgezeichnete Stellung unseres Leibes (deren betonte Einführung Husserl in den *Ideen II* in mehrfacher Hinsicht zu schaffen macht) kommt im Rahmen solcher Anomalien *in ihrem empirisch-methodischen Aspekt* zum Zuge. Aber wir dürfen hier nicht ihren metaphysischen Aspekt vergessen, der in dem Konzept ontologischer Gleichursprünglichkeit des Leibes und seiner Umwelt ausgedrückt ist: Ihre anschauliche phänomenal-qualitative, irreduzibel objektive Gegebenheit verlangt, daß diese zugleich der kognitiven Perspektivität des Leibes genügt. Und umgekehrt impliziert das Konzept eines metaphysischen Aspektes der Qualia ihre Zuordnung zur kognitiven Beziehung zwischen dem Organismus und seiner Umwelt (Abschnitt 6). Und diese Zuordnung impliziert dann ihrerseits – infolge der primär ontologischen Natur der Qualia – jene Gleichursprünglichkeit von Leib und Umwelt.

(12)

Die Doppelnatur des empirisch-methodischen und des metaphysischen (nur grenztheoretisch erfäßbaren) Aspektes der Welt hat Konsequenzen auch für das Verständnis von Zeit und Geschichte. Dieses ist mit anderen Worten an dem skizzierten Grundkonzept der phänomenalen Welt zu orientieren. Daß es aus primär naturwissenschaftlicher Sicht als ‚*bloß* subjektiv‘ erscheint, ist nach den vorangegangenen Untersuchungen konstitutiver Bestandteil jenes Grundkonzeptes.

Die betonte ontologische Eigentümlichkeit der phänomenalen Qualitäten gibt ihm auch noch in anderer Hinsicht ein besonderes Gepräge: Anders als genuin physikalisch-materielle Strukturen sind die Qualia nicht je genetische Stadien in einer kontinuierlichen raumzeitlichen Reihe und als solche von ihren Vorläufer- und Folgestadien her definiert, sondern als (wie in Abschnitt 7 erläutert) ‚un- geworden‘ und ohne Alter(ung) stehen sie zum metaphysischen Weltgrund in einer denkbar unmittelbaren Beziehung. Daß sie gleichwohl der Zeit unterworfen sind, kann uns im Naturerleben wie in sozialen Beziehungen hin und wieder staunen machen.

Das hier skizzierte Konzept der phänomenalen Welt oder Lebenswelt impliziert zwar fraglos das Konzept der Geschichte, jedoch eine *theoretische Priorität der Geschichte der Lebenswelt* und der in ihr lebenden bewußten Wesen, insbesondere der Menschen und des Geistes, gegenüber der *physikalischen und biologischen Natur-Geschichte oder Evolution*. Umgekehrt muß die Evolution der physikalischen Weltstruktur als in die ontologisch primäre phänomenal-qualitative Objektwelt oder Lebenswelt involviert, mithin ihr und ihrer Geschichte systematisch nachgeordnet gelten.

Die physikalische und biologische Evolution ist demnach eine sozusagen rückwärtige ‚Extrapolation‘ der phänomenalen Welt und ihrer Geschichte – im Sinne einer wesensgerechten Ausgestaltung der in sie involvierten *realen* genuin physikalischen Weltstruktur. Real ist sie freilich nur in unlösbarem Kontext mit der phänomenalen (= phänomenal-qualitativen) Objektwelt und ihrer Geschichte (vgl. Abschnitt 9). Denn die phänomenale Welt hat *als solche* in der bezeichneten grenztheoretischen Sicht keinen irgendwie ausweisbaren *zeitlichen Anfang*, sondern – als ein ihrerseits auch zeitlich strukturiertes Ganzes – einen metaphysischen ‚*Grund*‘.

Es entspricht übrigens dieser zentralen Stellung der phänomenalen Welt oder Lebenswelt, daß der Begriff des *Sinnes* (in der Bedeutung von *In-sich-Sinnvollem*) denkbar umfassende Geltung beansprucht, auch wenn er andererseits – aus genuin naturwissenschaftlicher Sicht – als ein spätes Produkt der biologischen Evolution oder ‚anthropomorph‘ erscheinen muß (vgl. Vf. 1997).

(13)

Die These von der theoretischen Vorordnung der phänomenalen Welt vor ihrer naturwissenschaftlichen Rekonstruktion ist m.E. *konstitutiv* auch für Husserls späte transzendentalphilosophische Wendung zur europäischen *Geschichte* und

ihrer ‚Krisis‘, die er als Krisis ihrer Wissenschaften begreift. Eine besondere geschichtliche Rolle kommt nach Husserl der Philosophie zu.¹ – Dieser Gedanke ist nun in die vorliegende Untersuchung aufzunehmen.

Die *Auseinandersetzung* der Philosophie mit dem – ihrem eigenen Schoße entwichenen: mithin ihrer eigenen Intention einer methodischen Welterschließung gemäßen bzw. letztlich in dem Leib-Umwelt-Aspekt solcher Erschließung motivierten (vgl. Vf. 1990/91) – naturwissenschaftlichen Denktypus hat sich zuerst in der frühen griechischen Antike und dann wieder in der Neuzeit abgespielt. Ihr Motiv liegt in der mit jenem Denken verknüpften partiellen Entfremdung des Menschen von der alltäglichen Welt- und Selbstwahrnehmung. Von ihrer antiken Vorläuferin unterscheidet sich die neuzeitliche Auseinandersetzung in erster Linie durch den qualitativen Wandel ihres Widerparts: Seinen im Kern schon in der Antike formulierten theoretischen Basiskonzepten verleiht der naturwissenschaftliche Denktypus im Laufe der Neuzeit einen wachsenden Grad intellektueller und – *qua* Verkoppelung mit technischen Entwicklungsschüben – praktischer Verbindlichkeit und Mächtigkeit, etwa dem Konzept mikromaterieller Bausteine, der Idee einer mechanischen materiellen Evolution und dem Konzept cerebraler Repräsentationen bzw. kognitiv-mechanischer Kreisprozesse. Die intellektuelle Schwierigkeit und Krisenhaftigkeit der philosophischen Auseinandersetzung erreicht auf diese Weise selbst eine neue Qualität:

Inhaltlich liegt sie in der Aufgabe, gegen jene intellektuelle und praktische Mächtigkeit der Naturwissenschaften nicht nur den ‚ganz anderen‘ – ontologisch, erkenntnistheoretisch und ethisch relevanten – Zug der Lebenswelt und des menschlichen Selbst hinreichend präzise zu artikulieren oder zu differenzieren, sondern auch das so Differenzierte und die wesentlich dazugehörige philosophisch-*methodologische* Selbstreflexion zusammen mit dem naturwissenschaftlichen Methoden- und Theorietypus (einschließlich seiner eingangs erwähnten modernen Umbrüche) in einer umfassenden philosophischen Theorie zu *integrieren*.

Die erste Teilaufgabe erfüllt vor allem Descartes: Er *artikuliert* die Grundzüge der phänomenalen Welt und ihrer Wahrnehmung in seinem Leib-Seele-Modell, jedoch in einer theoretisch nicht *integrierten*, sondern eher *dissoziierten*, auseinandergerissenen Form. Zugleich freilich finden wir bei Descartes auch die aporetischen, mithin weitertreibenden Konsequenzen solcher Dissoziation reflektiert. – Angesichts der These einer historischen philosophischen Aufgabe nun ist bemerkenswert, daß uns eine ähnliche Situation auch schon als das wesentliche Resultat der vorsokratischen Denkbewegung begegnet: (a) in dem nicht minder aporetisch ge-

¹ Schon in dem Krisencharakter als solchem kommt zum Ausdruck, daß diese Rolle schwerlich sinnvoll als europäische Anmaßung kritisierbar ist. Im übrigen trifft jenes Krisenphänomen in – wenn auch z.T. erheblichen Abwandlungen – jede ‚naive‘ Kultur, die mit der genannten Entwicklung in Berührung kommt. Ferner ist das Muster solcher Berührung historisch mehrfach auch in Europa selbst zu finden, insbesondere an dem (ebenso interessanten wie gut zu studierenden) Beispiel der römischen Republik. Und eindrucksvoller als durch den historischen Umstand, daß die Griechen den Römern politisch und militärisch *unterlagen*, kann sich das Wesen der ‚europäischen‘ Philosophie, das *geistige Interesse* des Menschen an der methodisch-theoretischen, technischen und ethischen Erschließung der (Lebens-)Welt anzusprechen, kaum bekunden.

spaltenen Materie-Geist-Modell des Anaxagoras, (b) in dem durch die Trennung der phänomenalen Qualitäten von den Stoffteilchen bzw. Gegenständen auf den Plan gerufenen personifizierten Protest der Sinne bei Demokrit (der bezüglich der Qualia ein *eliminatives*, ihre Nicht-Existenz behauptendes, aber gerade darin ihre eigentümliche phänomenale Natur anerkennendes Konzept mit *reduktiven* Folgekonzepten verbindet) und schließlich (c) in der Wendung vom systematischen bzw. programmatischen Primat der Natur zum Primat des menschlichen Selbst bei Heraklit und Sokrates.

Zu den dissoziativen Tendenzen im antiken und neuzeitlichen philosophischen Denken zählen also gerade auch aporetische Implikationen sowie Versuche, im theoretischen Konflikt zwischen den verschiedenen Themenbereichen einzelne einfach zu streichen oder / und zu ‚reduzieren‘. Sie gehören insgesamt zum Wesen und Weg philosophischer *Arbeit*. Sie dürfen mithin nicht selbst wieder am Maßstab des empirisch-methodischen Denktypus gemessen werden; vielmehr ist dieser seinerseits Gegenstand und Teil der philosophischen Arbeit bzw. Integrationsaufgabe.

(14)

Im Blick auf die dissoziativen Tendenzen im antiken und neuzeitlichen Denken erscheint es als ein Verdienst des *späten* Husserl, unsere Zeit nachdrücklich auf die eigentümlich *ontologische* Natur der Qualia hingewiesen zu haben (die nicht zufällig schon im vorsokratischen Denken eine zentrale – direkte oder, wie bei Parmenides, indirekte – Rolle spielt [vgl. Vf. 1990/91]). Dies geschieht in dem Konzept der Lebenswelt und ihrer empirisch-ontologischen Auszeichnung (auch wenn sie innerlich an das transzendente Subjekt geknüpft ist)²; gegen sie nehme sich, wie Husserl formuliert, die physikalische Weltstruktur als bloßes „Ideenkleid“ aus.³ Mit der

² Der transzendentaltheoretische Rahmen dient gerade auch jenem *ontologischen* Interesse an der Lebenswelt. Einerseits rechtfertigt er – *qua* ‚Gleichursprünglichkeit der phänomenalen Objektwelt (einschließlich des Leibes)‘ – unsere naiv-realistische Überzeugung von der Objektzugehörigkeit der Qualia, andererseits darf er mit der intern-empirischen Weltsicht (die von einer transzendentalen Weltkonstitution nichts weiß) nicht vermengt werden: In diesem Sinne wird Husserl nicht müde zu erklären, die transzendentalphilosophische Einstellung ändere nichts an seiner ‚natürlichen‘ Einstellung zur Welt.

³ Wie Husserl in der *Krisis* mehrfach betont (bes. in Teil III.A), hat die Lebenswelt umgekehrt in seinem Denken unausgesprochen *von Anfang an* eine wichtige *methodische* Rolle gespielt. In voller Gewahrung des Umstandes, daß die Lebenswelt *selbst* – insbesondere die *europäische* – einer historischen Entwicklung unterliegt und darüber hinaus auch ihre *Auffassung* von historisch bedingten „Vorurteilen“ und konzeptuellen „Sedimentierungen“ geprägt ist (die es in stetiger Bemühung aufzuhellen gilt), hat Husserl mit jener systematischen Orientierung an der Lebenswelt ein – wie ich meine gerade auch für die gegenwärtige Realitätsdiskussion nützlich – methodisches Regulativ bzw. Korrektiv für genuin philosophische Theorien(bildung) eingeführt.

Husserls gleichzeitige philosophiegeschichtliche Anknüpfung an Descartes steht zu jener herausragenden Rolle der Lebenswelt keineswegs in Widerspruch. Denn in dem Zwei-Substanzen-Modell von Leib und Seele, zumal in der eingangs erwähnten Fassung des *späteren* Descartes, sind, wie gesagt, in einer unüberbietbar grundsätzlichen und zugespitzten Weise die beiden Grundzüge oder Grundaspekte unserer Lebenswelt und ihrer Wahrnehmung kenntlich gemacht – gerade auch in ihrer *theoretischen Trennung*. (Und schon Descartes selbst hat in verschiedener Form auf die *erfahrungsmäßige Einheit* des theo-

betont ontologischen Reintegration der Qualia in ein wissenschaftliches Verständnis der Lebenswelt verbindet Husserl die Hoffnung, dem empirisch-methodischen Theorietypus eine intellektuell und praktisch (hier: ethisch) *vergleichbar* überzeugende Sicht der Natur und des Menschen ergänzend zur Seite stellen zu können. Unlösbar verknüpft mit solcher Hoffnung wiederum ist Husserls Krisis-Diagnose.

Unterstellt man die Richtigkeit dieser Diagnose, dann erhebt sich die Frage: Warum ist es Husserl gleichwohl nicht gelungen, der Krisensituation nachhaltig zu begegnen?

Trotz der genannten ontologisch orientierten Anstrengungen Husserls bleibt der – sie gleichsam konterkarierende – Eindruck bestehen, die ‚Lebenswelt‘ gelte gleichzeitig als ein Produkt oder mentaler Zustand des transzendentalen Subjekts. Daran vermag auch ihre Bewußtseinstranszendenz – und umgekehrt die strikte Trennung des menschlichen Welt- und Selbstverständnisses vom transzendentalen Subjekt im natürlichen Lebensvollzug (Anm. 2) – nichts Wesentliches zu ändern. Mithin ist ohne eine Revision des Bewußtseinsbegriffs eine Behebung des Mangels nicht zu haben. Und diese methodische Orientierung wiederum führt uns auf ein methodisches Defizit in der traditionellen Bearbeitung der philosophischen Bewußtseinsthematik:

Angeregt durch Descartes sah die Philosophie der Folgezeit eine ihrer Hauptaufgaben darin, die Natur so zu denken, daß der ‚Geist‘ in seinem Verhältnis zu ihr verständlich wird. Zweifellos hemmt diese Grundorientierung die Überlegung, ob nicht auch umgekehrt das Bewußtsein selbst in seiner der empirisch-methodischen Sicht entlehnten *kognitiven Struktur* neu zu denken ist. Dabei lehrt bereits der Blick auf Descartes: Das zunächst rein *begrifflich*-dualistische (methodisch durchaus schon von Descartes *begriffsorientiert* begründete) Konzept des Bewußtseins betont nur *negativ* die Verschiedenheit der *cogitationes* von materiellen Prozessen (und ihren kognitiven Funktionen), läßt also die Frage nach seiner näheren Struktur und dem Verhältnis zur Welt offen (zu Descartes‘ einschlägiger philosophisch-methodologischer Reflexion vgl. Vf. 1994, II.4.6).

Die transzendentalphilosophische Wendung des Bewußtseinsbegriffs ist eigentümlich gespalten: Einerseits behält das transendentale Bewußtsein seine von der empirisch-methodischen Sicht geprägte Struktur bei, insbesondere seine Gliederung in sinnliche Empfindungen und apperzeptive Aktivitäten. Andererseits unterzieht Kant den cartesianischen Bewußtseinsbegriff seiner berühmten Hypostasierungskritik. Darüber hinaus werden die transzendentalen Empfindungen von ihren – für den Empfindungsbegriff konstitutiven – Gehalt einer *kognitiven Beziehung* zu einem äußeren Objekt abgekoppelt; bei Husserl fehlt der Begriff eines transzendentalen Objektes sogar ganz. Das ist ein wichtiger Schritt *weg* vom empirisch-methodisch geprägten kognitionstheoretischen Empfindungsbegriff, an dem im Grunde nur noch terminologisch festgehalten wird, *hin* zu einer auch in *philosophisch*-theoretischer Sicht irreduzibel ontologischen Qualia-Interpretation.

retisch Getrennten hingewiesen – und so auch in diesem Punkte der neuzeitlichen Philosophie wichtige Impulse gegeben.)

In einem entsprechenden Sinne revisionsbedürftig wäre dann noch der Begriff von (die ‚Empfindungen‘) auffassenden oder verknüpfenden Bewußtseins-Akten, zumal Kant die (quasi-)gegenständliche Interpretation des Bewußtseins als *Substanz* vehement bekämpft.

(15)

Die teils historisch angelegte, teils heuristisch avisierte Revision des genuin philosophischen Bewußtseinsbegriffs nun trifft sich systematisch sowohl mit der in Abschnitt 6 formulierten Forderung, die Qualia seien auf Grund ihrer notwendig zirkulären Definition primär und irreduzibel *ontologisch* zu interpretieren, als auch mit den daran (in Abschnitt 7) geknüpften Überlegungen zum grenztheoretischen Konzept des Erscheinens. Danach haben die Qualia *philosophisch-theoretisch gleichgewichtig neben* das – hier (grenz)theoretisch nicht näher ausgeführte – Bewußtsein zu treten: im Sinne *unmittelbarer anschaulicher Gegebenheit*.

Diese hier lediglich angedeutete Richtung einer Revision des philosophischen Bewußtseinsbegriffs schließt, wie ebenfalls schon bemerkt wurde, das transzendentalphilosophische *erkenntniskritische* Anliegen – im weiteren Sinne einer Beurteilung der Bedingungen möglicher (ontologischer) Erkenntnis und Erkenntnisgegenstände – nicht aus, sondern dehnt es auf den Bewußtseinsbegriff selbst konsequent aus. Welt und Bewußtsein hätten wir demnach als einen unlösbaren *Implikationszusammenhang* zu sehen, *ohne* das Bewußtsein – im Zuge einer völligen transzendentalen Ablösung vom innerweltlichen Beziehungsgefüge – seinerseits einem empirisch-methodisch inspirierten Funktionsschema zu unterwerfen, schon gar nicht auf Kosten der ontologischen Eigennatur der Welt.⁴ Den Implikationszusammenhang im Ausgang von der eigentümlichen, primär begriffsanalytisch erfaßten Natur des Qualia-Begriffs sorgfältig zu beschreiben (eben insofern diese eine primär ontologische Interpretation usw. ‚impliziert‘), wäre entsprechend als das eigentlich *erkenntniskritische* – dabei zugleich *(grenz)theoretische* und jenen methodischen, primär begriffsanalytischen Ausgangspunkt interpretierende – Unternehmen zu benennen.⁵

⁴ Wenn schon niemand ernsthaft an der Existenz von Neuronen und dem naturwissenschaftlich thematisierten strukturell-funktionalen Gefüge der physikalischen Weltstruktur zweifelt, warum sollte man dann ausgerechnet angesichts des ‚ganz anderen‘ Aspektes der Welt(wahrnehmung) und des menschlichen Handelns in die abstrakte Rede von verschiedenen ‚Sprachspielen‘ verfallen? (Zu Wittgensteins Sprachspiel-Konzept s. eingehend Vf. 1994, 96f., 99–108, 111, 118, 177 ff.)

Unberührt von dieser Überlegung ist (als wohl wichtigste Errungenschaft modernen analytisch-philosophischen Denkens) der Verzicht auf Letztbegründungen im *methodologischen* Sinne (*nicht* im Sinne *theoretischer Letztbegründungsansprüche*).

⁵ Zum genannten Konzept eines Implikationszusammenhanges gehört übrigens die Forderung, daß auch die rein empirisch-methodisch verstandene ‚Wahrnehmung(swelt)‘ – ungeachtet der Kontingenz des empirischen Erkennens und des ontologischen Konzeptes erkenntnisunabhängiger Gegenstände – als ein Implikationszusammenhang beschreibbar sein muß. Diese Forderung ist in der Tat einlösbar (was bis heute zu wenig gesehen und gewürdigt wird, vgl. Vf. 1994, Kap. I.2).

Für den (eingangs erwähnten) ‚Mesobereich‘ der naturwissenschaftlichen Forschung ist das Konzept eines *kognitiven*, ständig verbesserten Kontaktes zur Realität-an-sich nicht nur sinnvoll, sondern auch konstitutiv – zumindest im Rahmen des Selbstverständnisses dieser Forschungspraxis (vgl. Vf. ebd.).

Literatur

- Husserl, E. (ca. 1924), *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Psychologie*, Buch II: *Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution* (Den Haag 1952) (Husserliana IV). Ders. (1936), *Krisis*: s. unter Ströker, E.
- Kuhn, Th. S. (engl. 1962), *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (Frankfurt a.M. 1981).
- Menne, A. (1984), *Einführung in die Methodologie. Elementare allgemeine wissenschaftliche Denkmethode im Überblick* (Darmstadt 1984).
- Marquard, O. (1982), *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie* (Frankfurt a.M. 1982).
- Platon, *Theätet*. Werke in 8 Bänden, griech.-deutsch (Darmstadt 1990).
- Pohlenz, G. (1990a), *Die erkenntniskritische Wendung Descartes' als Konsequenz geschichtlicher Entwicklung des Leib-Seele-Dualismus*, in: *Conceptus* 24 (1990) (Heft 62).
- Ders. (1990b), *Phänomenale Realität und naturalistische Philosophie. Eine systematische Widerlegung der Feigischen und Sellarsschen Theorien phänomenaler Qualitäten und Skizze einer alternativen Theorie*, in: *Zeitschrift f. philos. Forschung* 44 (1990).
- Ders. (1990/1991), *Beziehungen zwischen physikalischem und methodisch-metaphysischem Denken in den Anfängen menschlichen Geistes*, in: *Perspektiven der Philosophie* 16/17 (1990/1991).
- Ders. (1992), *Kein Platz für phänomenale Qualitäten und Leib-Umwelt-Interaktion? Eine Kritik transzendentalistischer Tendenzen in der modernen Theorie empirischer Wissenschaft*, in: *Zeitschrift f. philos. Forschung* 46 (1992).
- Ders. (1994), *Phänomenale Realität und Erkenntnis. Umriss einer Theorie im Ausgang von der eigentümlichen Natur des Qualia-Begriffs* (Freiburg – München 1994).
- Ders. (1997), *Teleologie und Teleonomie aus der Sicht der philosophischen Qualia-Thematik*. *Zeitschrift f. philos. Forschung* 51 (1997).
- Putnam, H. (1981), *Reason, Truth and History* (Cambridge 1981).
- Quine, W.V.O. (engl. 1981), *Theorien und Dinge* (Frankfurt a.M. 1985).
- Ströker, E. (Hg.) (1982), *Edmund Husserl. Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*. Herausgegeben, eingeleitet und mit Registern versehen von E. S. (Hamburg 1982).
- Wittgenstein, L. (1945/1949), *Philosophische Untersuchungen* (Abkürzung: PU) (Frankfurt a.M. 1971).

ABSTRACT

Though Descartes, for the first time in the history of philosophy, clearly separates the concept of the qualia from their one-sided application in a systematically dominating physical framework and attributes it (i.e., its core) to the heterogeneous, *res cogitans*, this concept is at the same time tied to the concept of sensations and thus remains captured in the empirical(-methodological) world picture. The new tendency is, nevertheless, continued by Kant and Husserl: in the (implicit) concept of a non-empirical world perspective and of a common origin of the body and its environment. More than Kant, Husserl takes important steps towards separating the concept of qualia from the concept of sensations. By the method, which is suggested in this paper, the concept of qualia turns out to be the primarily ontological core of a metaphysical aspect of the world, whose theoretical description can be characterized as a reconstruction of a metaphysical-empirical context of implications.

Obwohl Descartes den Begriff der Qualia erstmals in der Philosophiegeschichte deutlich aus ihrer einseitigen Behandlung im physikalischen Begriffsrahmen herauslöst und dem Konzept der *res cogitans* zuschlägt, wird dieser Begriff zugleich mit dem Begriff der Empfindungen verquickt und bleibt daher der

empirischen – nunmehr erkenntnistheoretisch-method(odolog)ischen – Weltsicht verhaftet. Dennoch setzt sich die von Descartes eingeleitete neue Tendenz bei Kant und Husserl fort: in dem (impliziten) Konzept einer nicht-empirischen Welperspektive und der Gleichursprünglichkeit von Leib und Umwelt. Mehr als Kant unternimmt Husserl bedeutende Schritte zur theoretischen Ablösung des Qualia-Begriffs vom Empfindungsbegriff. In der hier vorgeschlagenen systematischen Vorgehensweise erweisen sich die phänomenalen Qualitäten als der primär *ontologische* Kern eines metaphysischen Weltaspektes, dessen theoretische Beschreibung sich als Rekonstruktion eines *metaphysisch-empirischen Implikationszusammenhanges* charakterisieren läßt.